

Überschuss an Zeit?

»Es gibt nichts, dem man sich anschließen muss, keine Verpflichtungen, niemanden, der einem sagt, ob man dazugehört oder nicht. Einige der Männer haben noch nie miteinander gesprochen, sich vielleicht beiläufig gegrüßt. Einige sind eng befreundet, manche mögen andere nicht und wieder andere betrachten sich als Feinde. Aber alle kommen hauptsächlich deshalb hierher, weil sie wissen, dass andere auch hier sein werden. Sie kommen, um zu essen und zu trinken, um sich zu unterhalten, um zu sehen, was los ist, um zu scherzen und zu lachen [...] und um sich die Zeit zu vertreiben.«¹

Das Zitat stammt aus Elliot Liebows Ethnographie »Tally's Corner«. Der Soziologe zeichnet darin das tägliche Leben erwerbsloser, Schwarzer Männer in den USA der 1960er Jahre nach. Acht bis zehn Männer, manchmal auch weniger, fanden sich täglich an »Tallys Ecke« zusammen, einer Straßenkreuzung benannt nach Tally, einem der Hauptakteure des Buches.

Ich habe das Zitat in seiner ganzen Länge wiedergegeben, weil es genau das ausdrückt, was das Zusammensein haftbefreier Männer in den Aufenthaltsbereichen des Übergangswohnheims und der Anlaufstelle ausmachte. Die Männer suchten, fanden und lebten »unbeschwerete Geselligkeit«.² Am Ende des Zitats spricht Liebow einen Teilespekt dieses geselligen Zusammenseins an, auf den ich in diesem Kapitel näher eingehen werde: Die Männer kamen an Tallys Straßenecke, »um sich die Zeit zu vertreiben«; genau wie haftbefreite Männer zum Zeitvertreib in die Anlaufstelle und in den Aufenthaltsbereich des Übergangswohnheims kamen.

Der Receiver ist kaputt: freie Zeit als ›tragisches Geschenk‹

Daniel besuchte die Anlaufstelle nicht nur, um sich mit anderen Männern darüber auszutauschen, wo und wie er einen günstigen Receiver bekommen

könnte, sondern auch, um seine von Zeitüberschuss geprägten Tage zu strukturieren. Unter der Woche – die Anlaufstelle hatte Montag bis Freitag geöffnet – verbrachte er so gut wie jeden Vormittag dort. Nachmittags, abends und am Wochenende war er zuhause. Und dort brauchte er seinen Fernseher: In Kochsendungen holte er sich Inspirationen für sein eigenes Kochen, bei Tennis, Fußball und Radrennen fieberte er mit, durch historische Dokumentationen tauchte er in vergangene Zeiten ein, Actionfilme fesselten ihn, Komödien entspannten ihn, Nachrichten informierten ihn über das Weltgeschehen. Manchmal mache er den Fernseher einfach nur an, um die Stille in seiner Wohnung zu übertönen. Es machte Daniel zu schaffen, dass er nun mehrere Wochen ohne Fernseher auskommen musste. Er besaß weder Smartphone noch PC, las nicht, Hobbies hatte er keine, seine sozialen Kontakte beschränkten sich auf die informellen Runden in der Anlaufstelle, Geld fürs Kino war auch keines da. Aber er wäre wohl sowieso nicht ins Kino gegangen. Ich nahm ihn immer als sehr menschenscheu wahr. Kino wäre für ihn »zu viel Mensch« gewesen, um es in Daniels Worten zu sagen.

Aber Musik hörte Daniel gerne. Auf seinem Wohnzimmerregal stand eine kleine schwarze, rundlich geformte Musikanlage mit CD-Player und Radio; oben war ein einklappbarer Tragegriff montiert. Er hatte sich die Anlage im Gefängnis angeschafft und bei seiner Entlassung mitgenommen. Industrial Techno ließ ihn Raum und Zeit vergessen, er konnte darin versinken. Mit Doom Metal lebte er Wut und Frustration aus. Psychedelischem Rock wandte er sich zu, um Stimmungen der Resignation und Niedergeschlagenheit zu verarbeiten. Doch in den letzten Wochen war er selbst der Musik überdrüssig geworden. Die Abwechslung des Fernsehschauens fehlte ihm. Manche Tage, so Daniel, schienen nie enden zu wollen.

Einige Monate, nachdem ich Daniel kennengelernt hatte, begann er einmal die Woche in einer Schreinerei zu arbeiten. Er hatte im Bewerbungsprozess seine Haftvergangenheit offen gelegt. Es wunderte und freute ihn, dass er die Stelle »trotzdem« bekommen hatte. Für seinen Chef, so Daniel, habe lediglich seine Qualifikation und Arbeitsbereitschaft gezählt. Daniel hätte gerne in Vollzeit gearbeitet; er war sich darüber im Klaren, dass er mit Vorstrafen in seinem Führungszeugnis und einer Haftzeit von neun Jahren schlechte Chancen auf dem Arbeitsmarkt hatte. Seit seiner Entlassung vor fünf Jahren war er arbeitslos. Die Samstage in der Schreinerei stellten für ihn etwas Besonderes dar.

Als wir in seinem Wohnzimmer saßen, Tee tranken und er mir aus seinem Leben erzählte, kam er auf die Schreinerei zu sprechen. Er erzählte vom Holz-

geruch der Werkstatt und der hellbraunen Arbeitshose, die er von seinem Chef bekommen hatte. Er schilderte, wie er mit seinem Kollegen bei strömendem Regen unter dem überdachten Vorsprung der Werkstatt eine Rauchpause eingelegt hatte und wie er jeden Samstag die zwei weißen Schreinereibusse aus- und einlud.

Daniel: Und kurz vor Feierabend fege ich immer die Werkstatt. Dafür bin ich zuständig. Und um zwölf Uhr dreißig mache ich Schluss. Dann ist Schicht im Schacht. [Er lachte laut auf.] Und dann, wenn ich nach Hause komme, bin ich voll mit Holzspänen und Holzgeruch.

Als er sprach, rieb er seine Handflächen aneinander, als ob er der Arbeitskraft seiner Hände nachspüren wollte. Ich hatte ihn noch nie so zufrieden und entspannt erlebt.

Daniel: Schade, dass es nur einmal die Woche ist.

In diesem Moment verstand ich, wie wichtig ihm diese Arbeit war. Während der Samstage in der Schreinerei lebte Daniel das, was zur gesellschaftlichen Norm gehört und auf was er seit seiner Entlassung hoffte: eine bezahlte Stelle, die ihm ermöglichte, zwischen Arbeitszeit und Freizeit zu unterscheiden, zwischen zweckbestimmter Erwerbsarbeitszeit und selbst zu gestaltender Freizeit. Erwerbslosen Personen ist das nicht möglich. Die gesellschaftlich dominante Zeitstrukturierung in Arbeits- und Freizeit greift für sie nicht. Eine wiederkehrende Tages- (Arbeit/Feierabend) und Wochenstruktur (Arbeitswoche/Wochenende) gibt es für arbeitslose Menschen nicht. Sie haben ein Zuviel an unstrukturierter Zeit.

Hierauf hat bereits die Sozialpsychologin Maria Jahoda in ihrer Studie »Die Arbeitslosen von Marienthal« in den 1930er Jahren aufmerksam gemacht: Arbeitende Menschen empfinden *freie Zeit* gemeinhin als *wertvolles Geschenk* – sie machen Feierabend, gehen ins Wochenende, fahren in Urlaub. Arbeitslose Menschen hingegen können einen gesellschaftlich als wichtig bestimmten Teilbereich des Alltags, die Erwerbsarbeit, nicht für sich reklamieren. Ihnen ist es nicht möglich, auf die kulturell bereitgestellten Zeitordnungen *Arbeitszeit* und *Freizeit* zurückzugreifen. Das kann weitaus belastender sein, als es arbeitenden Menschen vorkommen mag. Jahoda bezeichnet den Zeitüberschuss arbeitsloser Personen daher als »tragisches Geschenk«.³

Langeweile drinnen und draußen

Daniel und viele langzeitarbeitslose, hafterfahrene Männer, die ich während meiner Forschung traf, bewerteten ihre freie Zeit negativ: als »sinnlos« und »leer« (durch die Abwesenheit von Erwerbsarbeit), als »zu langsam vergehend« (durch einen Überschuss an strukturloser Zeit), als »sich endlos in die Länge ziehend« (durch ereignislose Tage und fehlende Aktivitäten, um die Zeit kurzweilig vergehen zu lassen). Das alles sind zentrale Charakteristika von Langeweile.⁴ »Das Gefühl, die Zeit vergehe nicht oder zu langsam«, schreibt die Empirische Kulturwissenschaftlerin Inga Wilke, »kann [...] zu einer wertvollen Erfahrung umgedeutet werden – z.B. ›Endlich habe ich einmal Zeit für mich!‹«⁵ Langzeitarbeitslose Männer nahmen eine solche Umdeutung nicht vor; ihnen fehlte der hierfür notwendige Kontrast zur fremdbestimmten (Erwerbsarbeits-)Zeit.

Haftzeiten und institutionelle Zeitkontrolle

Langeweile hatte das Leben der Männer bereits im Gefängnis geprägt. Monotone Zeitroutinen und dadurch entstehende Ereignislosigkeit zeichnet die Haftzeit aus. Inhaftierte Menschen wissen genau, was sie an welchem Tag zu welcher Uhrzeit machen werden – und das Wochen, Monate und gar Jahre im Voraus. Die Haftzeit unterliegt einer Zeittaktung, die jeden Tag bis fast auf die Minute genau strukturiert. Hier die Hausordnung der Strafanstalt, in der ich meine Forschung durchgeführt habe:

Tageseinteilung: Frühstück: 6:45, Mittagessen: 12:10, Abendessen: zwischen 17:05 und 17:45. Die Mahlzeiten werden in den Hafträumen eingenommen. Arbeitszeit: Montag bis Freitag 7:00-12:00 und 12:45-15:07. Aufenthalt im Freien: 15:35-16:35. Freizeit: Montag bis Freitag 19:35-20:55. Aufschluss: Montag bis Freitag 6:45-7:00, 11:35-12:05, 14:00-14:30, 16:35-17:05, 18:50-19:20. Samstag, Sonntag und Feiertage 8:05-8:20, 10:45-11:20, 15:25-15:55. Ruhezeit: Montag bis Freitag 22:10-6:45/Sa, So, Feiertage 16:15-8:05.

Im Gefängnis markierte jeden neuen Zeitabschnitt ein lauter Gong, der durch die Anstalt hallte. Die inhaftierten Männer, die ich im Besuchsareal oder in Freizeitgruppen traf, hatten die Uhr immer im Blick. Noch bevor die 90 Minuten Besuchszeit oder die 80 Minuten Abendfreizeit vorüber waren, fingen die Männer an, aufzuräumen und sich zu verabschieden. Ich erlebte nur wenige Situationen mit, in denen die Männer so vertieft in Konversationen, Brettspie-

le oder Fernsehsendungen waren, dass sie die Zeit vergaßen. »Es gongt gleich« war ein Satz, den ich während meiner Zeit im Gefängnis sehr oft gehört habe.⁶

Die Zeitpläne der Justizvollzugsanstalt bestimmen, wann Gefangene frühstücken und zu Mittag essen, innerhalb welcher Zeiträume sie duschen können, wann sie zur Arbeit oder zu Freizeitgruppen gehen, wann es an der Zeit ist, an die frische Luft zu gehen oder in der Zelle eingeschlossen zu werden. Diese genaue Zeittaktung schränkt die Möglichkeiten von inhaftierten Menschen ein, eigenbestimmt über ihre Tage zu verfügen.⁷ Für den Philosophen Michel Foucault nimmt die institutionelle Zeittaktung eine Schlüsselrolle im Strafvollzug ein. Im Gefängnis werde Kontrolle, so Foucault, durch die genaue Strukturierung der Zeit ausgeübt.⁸ Daniel würde Foucault sicher zustimmen. Ich auch, genau wie viele Gefängnisforscher:innen, die auf die kontrollierende Funktion von Zeit im Strafvollzug verweisen und das disziplinierende Moment der institutionellen Zeitkontrolle hervorheben.⁹

Auch wenn die Mehrheit der Männer, die ich im Gefängnis kennenlernennte, einer Arbeit nachgingen (als Schlosser, Maler, Schreiner, Küchenhilfen oder Stockwerksreiniger) und entsprechend der gesellschaftlichen Erwerbsnormalität zwischen Arbeitszeit und Freizeit unterschieden, so nahmen sie diese Zeiten als institutionell fremdbestimmt war – als extern kontrollierte Zeiten. Den starken Kontrast zwischen Erwerbsarbeitszeit und Freizeit, wie ihn Daniel bei seiner samstäglichen Arbeit in der Schreinerei spürte, erlebten inhaftierte Männer nicht.¹⁰

Um 15:07 Uhr hallte der Gong durch den Montagebetrieb der Strafvollzugsanstalt, in dem ich seit ein paar Tagen als Forscherin war. Die Männer beendeten ihre Tätigkeiten, sammelten sich an der Haupttür und warteten, dass ein:e Beamte:in diese aufschloss, damit sie auf ihre Zellenstockwerke gebracht werden würden. Ich stand bei den Männern, denn auch ich würde gleich von Beamte:innen hinausgeleitet werden; nicht auf die Zellenstockwerke, sondern zur Hauptpforte, um nach Hause zu gehen. Ein junger Beamter, der erst seit kurzem im Strafvollzug arbeitete, schloss die Tür auf. Die Männer gingen hindurch.

Ein inhaftierter Mann (ich kannte ihn nicht) nickte dem jungen Beamten zu:
Schönen Feierabend.

Beamter: Ihnen auch. Einen schö...

Der Beamte brach mitten im Satz ab. Offenbar hatte er in dieser Sekunde realisiert, dass er in ein paar Minuten die Anstalt durch die Hauptpforte verlassen

würde, die Männer aber in ihre Zellen eingeschlossen werden würden. Konnte er da »einen schönen Feierabend« wünschen?

Zeitordnungen kritisieren – die Kulturwissenschaftlerin testen

Etwa zwei Wochen später traf ich den Mann wieder, der dem Beamten »einen schönen Feierabend« gewünscht hatte. Er hieß Benno und wir nahmen gemeinsam an der gleichen Abendfreizeit teil: dem Töpfer- und Zeichenkurs. Ich zeichnete, Benno töpferte und irgendwann ging ich zu ihm rüber und sprach ihn auf die von mir miterlebte Situation an. Benno lachte herzlich auf und erzählte, dass er neuen Beamt:innen öfter einen schönen Feierabend wünsche. Damit wolle er Beamt:innen darauf aufmerksam machen, was Feierabend für Gefangene bedeutet: Zelleneinschluss.

Für mich stellt Bennos Feierabendgruß einen Ausdruck von Handlungsmacht dar. Diese zeigte sich nicht als Widerständigkeit in Form der Verweigerung, zurück in die Zelle zu gehen, sondern als kritischer Kommentar, der etablierte Zeitbewertungen derjenigen durcheinanderbringt, die die Zellentüren verschließen.

Kommen Sie, wir bleiben länger sitzen, sagte Ali zwei Minuten vor Ende der Besuchszeit zu mir.

Es war das dritte Mal, dass ich ihn besuchte. Unsere Tee- und Kaffeebecher waren schon lange leer. Aus der verglasten Tür unseres Einzelzimmers sah ich inhaftierte Männer aus dem kollektiven Besuchsräum herausströmen und sich an der Tür sammeln, durch die sie gleich von Beamt:innen zurück in den Haupttrakt geführt werden würden. Angehörige (in der Mehrheit: Frauen) und Anwält:innen mit Akten unter dem Arm warteten am anderen Ende des Besuchareals darauf, dass die automatisch gesteuerte Tür aufgehen würde, durch die sie zum Warteraum des Hauptausgangs gelangen würden. Ein Beamter schaute durch die verglaste Tür zu uns herein. Ali saß mit dem Rücken zur Tür und ich verhinderte Blickkontakt. Der Beamte ging wieder weg. Wir unterhielten uns über dies und das, waren aber eigentlich nur darauf bedacht zu sehen, wie lange wir die Besuchszeit wohl überschreiten konnten. 8 Minuten und 30 Sekunden nach dem offiziellen Ende der Besuchszeit – die inhaftierten Männer, ihre Angehörigen und Anwält:innen waren mittlerweile gegangen – klopfte ein Beamter an die Glastür und streckte seinen Kopf herein: »Jetzt ist aber Zeit, Schluss zu machen.« Wir warfen unsere Plastiktrinkbecher in den Müll und verabschiedeten uns. Ali und ich würden uns erneut in vier Wochen sehen.

Ali testete mich, das war mir klar. Er wollte sehen, ob er der Kulturwissenschaftlerin vertrauen konnte, ob sie bereit war, institutionelle Regeln zu überschreiten. Während meiner Forschung wurde ich vielen solchen Tests unterzogen: Die Männer prüften, ob ich zu Verabredungen erscheinen, ob ich mich an Abmachungen halten und ob ich vertrauliche Informationen auch wirklich für mich behalten würde. Sie prüften meine Erzählungen auf ihren Wahrheitsgehalt und warfen mir im Gespräch provokante Aussagen entgegen, um zu sehen, wie ich darauf reagieren würde. Diese Tests bildeten für die Männer die Voraussetzung dafür, mit mir eine vertrauliche Forschungsbeziehung aufzubauen und mir einen tieferen Einblick in ihre Hafterfahrungen und ihr Leben nach der Haft zu gewähren.¹¹

Genau wie Bennos Feierabendgruß deute ich das achteinhalbminütige Überschreiten der offiziellen Besuchszeit von Ali (und mir) als eine kritische Zeitpraktik. Ali überging willentlich das institutionelle Zeitregime der Anstalt, indem er die offizielle Besuchsdauer um 8,5 Minuten ausdehnte: Er würde verspätet zum Mittagessen in seine Zelle kommen, ein Beamter würde extra für ihn abgestellt werden müssen, um ihn zurück ins Hauptgebäude zu bringen. Er würde über die Mittagszeit 8,5 Minuten kürzer in seiner Zelle eingeschlossen sein. Mit dem Politologen und Anthropologen James Scott gedacht verstehe ich Alis und Bennos Zeitpraktiken als »Waffe der Schwachen«.¹² Waffen der Schwachen beschreibt Scott als alltägliche, nur scheinbar kleine und unbedeutende Akte, die meist unterhalb der Schwelle sanktionierbarer Regelverstöße liegen und die Akteur:innen vollziehen, um Kritik oder Widerstand gegen machtvolle Fremdkontrolle zu üben. Ein freundlicher Feierabendgruß und scheinbar unbedeutende achteinhalb Minuten waren plötzlich überaus mächtig geworden.

Denke ich heute an meine Forschungszeit im Gefängnis zurück, so erinne-re ich mich immer unmittelbar an Schlüsselgeklapper: Vollzugsbeamten (von hafterfahrenen Männern informell und abwertend auch ›Schließer‹ genannt) tragen große Schlüsselbunde an ihren Hosenbünden. Unzählige Male am Tag nehmen sie diese Schlüssel zur Hand, um die vielen schweren Türen der Strafvollzugsanstalt zu öffnen und zu schließen. Wenn mich Beamt:innen von der Hauptpforte abholten und ins Hauptgebäude der Strafvollzugsanstalt führten, so passierten wir insgesamt elf Türen, die Beamt:innen jedesmal auf- und (nachdem ich hindurchgegangen war) wieder verschlossen. Schlüsselgeklapper hallt von morgens bis abends durch die Flure, Treppenhäuser und Stockwerke des Gefängnisses. Es stellt eine akutische Performanz institutioneller Macht dar. Es zeigt die Kontrolle an, die die Anstalt über inhaftierte Menschen

ausübt. Durch den Zelleneinschluss erfahren inhaftierte Männer institutionelle Fremdbestimmung.¹³ »Die ultimative Waffe ist der Schlüssel«, zitiert der Sozial- und Kulturanthropologe Didier Fassin einen inhaftierten Mann, den er während seines Forschungsaufenthaltes in einem französischen Gefängnis kennenlernte. Diese »Waffe« ist im Gefängnis auf eindringliche Art und Weise akustisch omnipräsent.

Warten auf das Ende der Haft – Versinken in der Gegenwart

Immer wenn mir die Männer von ihren monotonen Hafttagen erzählten und Gefühle der Langeweile als »tote Zeit« und »sinnlose Zeit« umschrieben, dann kamen sie auch auf das Ende ihrer Haftzeit zu sprechen. Sie orientierten sich dabei an einer Zeitordnung, die das Anstaltsleben bestimmt: die Haftdauer.¹⁴ Mit dem Ende der Haftzeit und der Entlassung, so waren inhaftierte Männer überzeugt, falle die zeitliche Fremdbestimmung weg, ihrer Langeweile wäre damit ein Ende gesetzt.

Die im Gefängnis vorherrschenden Erfahrungen von Langeweile sind auf die Zukunft ausgerichtet. Inhaftierte Menschen »betonen die Vorherrschaft situativer Zwänge und Einschränkungen«; sie »sind in einer Position des ›Wartens‹. Sie warten auf das Ende der Situation und nehmen dadurch eine starke Zukunftsorientierung ein.«¹⁵ Der Soziologe Benedict Rogge bezeichnet diese wartende, auf die Zukunft ausgerichtete Langeweile als »situative Langeweile«. Sie ist charakterisiert durch zeitliche Fremdbestimmung, Ereignislosigkeit, durch den Drang, die Situation beenden zu wollen, es aber nicht zu können, und durch eine zukunftsgerichtete Reflexion darüber, wann die Situation enden wird. All das trifft auf die von inhaftierten Menschen gefühlte Langeweile im Gefängnis zu.

Die Erwartung der Männer, die Langeweile werde mit dem Ende ihrer Haft verschwinden, realisierte sich meist nicht. Daniel war seit seiner Entlassung vor fünf Jahren arbeitslos, sein Leben draußen war weiterhin von Ereignislosigkeit und fehlender bedeutungsvoller Zeit geprägt. Martin und Silvio waren seit ihrer Entlassung vor einem Jahr respektive zwei Jahren arbeitslos. Sie waren mit einem *Zuviel* an Zeit konfrontiert.

Ungefähr eineinhalb Jahre nach Silvios Entlassung saßen wir auf einer Holzbank vor der Anlaufstelle in der Sonne. Es war Vormittag, ein Herbsttag, die Straßen lagen voll mit rot-gelben Blättern.

Silvio: Um sechs Uhr dreißig bin ich aufgewacht. Und habe erst mal eine geruht, bin auf Toilette und dann habe ich mich nochmal hingelegt. Aber

schlafen konnte ich nicht mehr. Um kurz nach acht habe ich mir einen Kaffee gemacht und eine Zigarette geraucht. Ich habe aus dem Fenster geschaut und bin dann etwas in der Wohnung hin- und her gegangen. [Erschwieg einige Sekunden lang.] Mir war um halb neun am Morgen schon wieder langweilig. Darum bin ich heute hier. Rauskommen, was unternehmen, Abwechslung haben.

Wenn ich die Langeweile inhaftierter Männer mit der Langeweile langzeitarbeitsloser, haftentlassener Männer wie die von Silvio vergleiche, so fällt als erstes auf, dass die Männer draußen keiner externen Zeitkontrolle unterlagen. Aus Silvios Erzählung lese ich ein Minimum an situativer Einschränkung heraus: Niemand bestimmte über den Ablauf seiner Tage, es gab rein gar nichts zu tun. Was sollte er mit dem ganzen Tag und sich selbst anfangen? Die Langeweile von Silvio ist charakterisiert durch »situative Unbestimmtheit«.¹⁶ Rogge nennt diese Art von Langeweile »agentive Langeweile«. »Wie situative Langeweile ist auch agentive Langeweile gekennzeichnet durch Ereignislosigkeit und einem Gefühl der Sinn- und Bedeutungslosigkeit. Das Gefühl der ›Festgefahrenheit‹ allerdings ist kein Gefühl der Fremdbestimmung wie bei institutioneller Langeweile, sondern vielmehr das Gefühl darin zu versagen, die eigene Autonomie auszuleben.«¹⁷ Die Langeweile im Gefängnis war auf die Zukunft gerichtet gewesen, Silvios Langeweile draußen war gegenwartszentriert. Sie war kein *Warten*, wie es seine Langeweile im Gefängnis durch die Ausrichtung auf den Zeitpunkt der Entlassung gewesen war. Silvios detaillierte Beschreibung seiner Tätigkeiten verdeutlicht vielmehr, dass die von ihm gespürte Langeweile ein *Versinken in der Gegenwart* war.¹⁸

Zu Fuß gehen, rauchen, Backgammon spielen: Zeitbearbeitungen

Silvio listete »Aufstehen«, »Rauchen«, »Kaffeetrinken«, »Hin- und Hergehen« und »aus dem Fenster Schauen« auf, als er mir von seinem bisherigen Tag erzählte. Mit all diesen auf den ersten Blick banal erscheinenden Aktivitäten wandelte er *tote Zeit* in *bedeutungsvolle Zeit* um. Am Beispiel des Rauchens – für Silvio eine eigenständige Aktivität – möchte ich das verdeutlichen:¹⁹ Rauchen unterbricht den Fluss der Ereignislosigkeit, es hat einen klaren Beginn (die Zigarette anzünden) und ein klares Ende (die Zigarette ausdrücken). Rauchen bietet Beschäftigung und füllt die Zeit – und das mehrfach über den Tag verteilt. Silvio stopfte seine Zigaretten selbst. Das war eine ökonomische Praxis

– er sparte damit Geld. Aus zeittheoretischer Perspektive stellt das Stopfen der Zigaretten außerdem eine Praxis der Zeitbearbeitung dar. Zwanzig bis dreißig Minuten von Silvios Tag waren so bereits mit einer sinnvollen Aktivität gefüllt. Und diese ermöglichte ihm im weiteren Verlauf des Tages mehrere zeitfüllende Momente. Ähnliches gilt für das morgendliche Aufstehen, für Kaffeetrinken, für Hin- und Hergehen, für sein Aus-dem-Fenster-Schauen. Auch wenn diese Praktiken im Vergleich zum Rauchen weniger klare Enden haben, so stellten sie doch Zeitbearbeitungen dar, mit der Silvio seine Erfahrung von Langeweile episodenhaft durchbrach.²⁰

Silvio war an jenem Tag zu Fuß zur Anlaufstelle gekommen. Er sparte damit Geld für den öffentlichen Nahverkehr. Und: Er bearbeitete damit Zeit. Silvio baute seinen täglichen Zeitüberschuss ab, indem er diese langsame Art der Fortbewegung nutzte. Die fußläufige Fortbewegung ging für ihn einher mit weniger Langeweile und Ereignislosigkeit. Ich war im Laufe meiner Forschung häufig mit Silvio zu Fuß unterwegs. Gerade zu Beginn meiner Forschung machte mich diese Art der Fortbewegung nervös. Ich war es gewohnt, solche Strecken mit öffentlichen Verkehrsmitteln zurückzulegen. Gemeinsame Fußwege zogen sich für mich schier endlos in die Länge. Das Gehen zu Fuß von einem Stadtteil in den nächsten erschien mir (zu) zeitaufwändig. Ich war getrieben vom gesellschaftlich dominanten Zeitverständnis: Zeit musste effektiv genutzt werden, durfte nicht ›verschwendet‹, ›verträodelt‹ oder ›verlangsamt‹ werden. Es dauerte Wochen, bis ich es gelernt hatte, mich auf diese neuen Umgangsweisen mit Zeit einzulassen. Erst nach und nach verstand ich, dass sich Silvio und viele andere Männer mit ihrem (auf mich langsam wirkenden) fußläufigen Gehen ein Gefühl aktiver, vergehender, ereignisreicher Zeit schufen. Sie leisteten damit eine für sie bedeutungsvolle *Arbeit an der Zeit*.

Nach etwa einer halben Stunde lösten Silvio und ich uns von unserem Platz auf der Bank vor der Anlaufstelle und gingen in den Aufenthaltsbereich. Ich gesellte mich zu einer kleinen Runde, die sich in der Sofaecke zusammengefunden hatte. Silvio setzte sich zu zwei erst kürzlich entlassenen Männern an den Tisch in der Mitte des Aufenthaltsraums. Ich hörte die Männer und Silvio immer wieder laut auflachen. Irgendwann wurde es still. Silvio und ein weiterer Mann hatten Backgammon begonnen. Genau wie Schach stellt Backgammon ein Spiel dar, mit dem die Männer im Gefängnis ihre gefühlte Langeweile bearbeitet hatten. Und genau das taten sie nun auch. Zwei Männer schauten dem Spiel zu. Etwas weiter entfernt am Tisch war ein Mann in eine Zeitung vertieft, ein anderer löste ein Kreuzworträtsel. Wir in der Sofaecke unterhielten uns über dies und das oder schwiegen auch einfach nur vor uns hin. Ich

möchte hier nochmal an das von mir eingangs angeführte Zitat von Elliot Liebow erinnern: »Sie [die Männer] kommen, um zu essen und zu trinken, um sich zu unterhalten, um zu sehen, was los ist, um zu scherzen und zu lachen [...] und um sich die Zeit zu vertreiben.« Das gesellige Zusammensein an jenem Tag in der Anlaufstelle war genau das. Es ließ für die Männer den Tag schneller vergehen. Silvio kommentierte das so: »Einfach mal rauskommen von zuhause.« Er sprach damit nicht nur eine räumliche Komponente an, sondern auch eine zeitliche: *Rauskommen von zuhause* war auch ein *Entkommen der Langeweile*. Er verwandelte tote Zeit in eine Zeit des geselligen Beisammenseins.

Am frühen Nachmittag machte sich Silvio auf den Weg nach Hause: zu Fuß. Am nächsten Tag war er wieder in der Anlaufstelle. Ich auch.

Ich: Und? Wie war dein Tag gestern noch so?

Silvio: Ach. [Er zuckte mit den Schultern.] Keine Ahnung. Gegessen, geraucht, Film geschaut.

Wenige Wochen später begann Silvio in einem Projekt der freien Straffälligenhilfe zu arbeiten. Vier Tage die Woche, jeweils vier Stunden. Die Arbeit strukturierte von nun an seine Tage, bot ihm Abwechslung und Beschäftigung – dafür nahm er einen Stundenlohn von 1,50 Euro in Kauf. Er entrümpelte Wohnungen, organisierte Umzüge mit, räumte Lager aus und säuberte städtische Parkanlagen. Silvio ging gerne zur Arbeit. Er war morgens meistens der erste und es machte ihm nichts aus, länger zu bleiben, wenn es einmal mehr zu tun gab. Mit dieser Arbeit modifizierte Silvio seine Zeiterfahrung der Langeweile und wandelte tote Zeit in ereignisreiche Zeit um.²¹

An einem Vormittag ging ich gemeinsam mit Silvio zu Fuß zum Arbeitsprojekt. Wir kamen als erste dort an und mussten noch auf die anderen Mitarbeiter und Arbeitserzieher warten. Wir setzten uns auf die Treppenstufen vor der Eingangstür und rauchten. Silvio sprach darüber, wie wichtig ihm die Arbeit sei und wie er damit seine Tage strukturiere.

Silvio: Ich kann nicht nur rumsitzen. [Er stand auf und begann, sich eine Zigarette zu drehen.] Ich muss was tun. Ich bin ein Mann. Mein ganzes Leben lang habe ich gearbeitet und Geld verdient. Nichtstun – das bin nicht ich.

Silvio brachte hier Männlichkeit und Erwerbsarbeit in eine enge Verbindung.²² Sogleich kam mir die Erinnerung an unsere gemeinsamen Besuche in der Bäckerei vor einigen Monaten in Erinnerung. Bei unserem ersten Treffen hatte ich Silvio auf Kaffee eingeladen. Bei unserem zweiten Treffen wollte Silvio bezahlen. Er erachtete es als Aufgabe des Mannes, mich als Frau einzuladen. Je-

ne Treffen zeigten mir, wie eng für Silvio (genau wie für viele weitere Männer) ökonomisches Kapital und Männlichkeit verbunden waren. Seine dauerhafte Erwerbslosigkeit ging mit einem Mangel an Geld einher, durch den er seine Männlichkeit nicht zu seiner Zufriedenheit leben konnte. Diese basierte auf kulturellen Werten der Eigenständigkeit sowie der Fürsorge gegenüber Frauen. Als wir Monate später auf den Treppenstufen des Arbeitsprojekts saßen, kreisten seine Erzählungen erneut um seine Männlichkeit. Diesmal stand die Verbindung von Männlichkeit und Aktivität im Fokus.

Diese Verbindung machte auch Daniel, der immer samstags in der Schreinerei arbeitete, auf. Als ich bei ihm zu Besuch war, erzählte er mir von seinem neuen Job in der Schreinerei.

Daniel: Mein ganzes Leben lang habe ich immer etwas gemacht. [Er war seit seinem Schulabschluss bis zu seiner Inhaftierung als Hilfsarbeiter auf dem Bau tätig gewesen.] Ja, selbst im Knast habe ich als Maler gearbeitet. Neun Jahre lang. Natürlich habe ich gedacht, es geht nach der Entlassung so weiter. Aber nichts. Kein einziger Betrieb hat mich zum Gespräch eingeladen. Ich war stolz auf meine Baukluft. Wenn ich nach der Arbeit in den Supermarkt gegangen bin, dann konnten die Leute sehen, dass ich von der Arbeit kam. Und ich habe das auch gespürt – körperlich meine ich. Wenn ich jetzt so darüber nachdenke, dann war die körperliche Erschöpfung nach der Arbeit wirklich schön.

Seit seiner Entlassung gebe es das nicht mehr, erzählte mir Daniel, als ich bei ihm auf dem Sofa saß. Er schenkte mir Tee nach.

Daniel: Ich mache ja nichts mehr. Ich sitze nur noch rum. Das passt nicht zu mir. Das passt nicht zu einem Mann.

Die samstägliche Arbeit in der Schreinerei gab Daniel das Gefühl, etwas zu leisten. Und seine Leistung war sowohl für ihn als auch für andere sichtbar und spürbar: Die Werkstatt war sauber gefegt und die Transporter waren ausgeladen, Holzspäne klebten an seinen Händen, seine Muskeln pochten.

Hier scheinen gesellschaftlich dominante Diskurse durch, die Männlichkeit mit Aktivität und Leistung verbinden: Erwerbsarbeit ermöglichte den Männern gesellschaftliche Anerkennung und die Bestätigung ihrer gelebten Männlichkeit.²³ Silvio, Daniel und vielen anderen Männern fehlte das Gefühl, etwas geschafft zu haben. Das dauerhafte »Herumsitzen«, wie es Daniel formulierte, und die »tote Zeit der Langeweile«, wie Silvio es ausdrückte, bedrohten ihre Männlichkeit. Mit den Samstagen in der Schreinerei wirk-

te Daniel dieser Bedrohung entgegen. Und Silvio nahm in einem sozialen Arbeitsprojekt der freien Straffälligenhilfe eine Tätigkeit auf. Die Männer bearbeiteten damit nicht nur tote Zeit, sondern auch ihre Männlichkeit.

Die Haft: verlorene Zeit

Silvio: Ich würde gerne da weitermachen, wo ich aufgehört habe. Das geht aber nicht.

Ich: Was meinst du damit?

Silvio: Ganz einfach: zu leben. Das Leben meine ich!

[kurze Pause]

Silvio: Arbeiten, Familie, Freunde, eine Beziehung, vielleicht wieder Kontakt mit meinen Söhnen aufnehmen. Das wäre toll: Leben.

Ich: Hast du im Gefängnis nicht gelebt?

Silvio: Nein, ich denke nicht. Ich habe drinnen kein wirkliches *Leben* gehabt. Die sechs Jahre sind einfach weg. Ich bin jetzt Mitte 40. Die Jahre Ende 30 bis Mitte 40 habe ich nicht gelebt. Die sind einfach weg. Verloren.

[gemeinsames Schweigen]

Silvio: Was ich alles hätte tun können!

Mittlerweile war es nicht mehr Herbst, sondern Winter. Silvio und ich saßen wieder einmal beisammen und unterhielten uns; diesmal nicht auf einer Bank vor der Anlaufstelle, sondern im Aufenthaltsraum des Übergangswohnheims, in dem Silvio auch noch zwei Jahre nach seiner Entlassung ein Zimmer bewohnte. Wir froren. Das Wohnheim war in einem alten Gebäude untergebracht, es war nur schlecht isoliert und durch die Fenster zog es eisig rein.

»Was ich alles hätte tun können!« Silvio listete auf: Er hätte weiterhin als Schlosser arbeiten und abends mit Kollegen auf ein Feierabendbier gehen können. Anstatt sechs Jahre in Haft unter Männern zu verbringen, hätte er eine Partnerin finden können, mit der er auf die Kanaren in Urlaub fahren hätte können, er hätte gemütliche Fernsehabende auf dem Sofa verbringen können, »wie jeder andere eben auch«. Erzählungen wie die von Silvio hörte ich häufig.

Silvio bezeichnete seine Zeit im Gefängnis als »verlorene Zeit«. Sie war für ihn eng an die zeitliche Fremdbestimmung gebunden, die er im Gefängnis täglich gespürt hatte. Aus der langen Liste an Dingen, die er als »Leben« bezeichnete (Feierabendbier mit Kollegen, Partnerschaft eingehen, in Urlaub fahren,

gemeinsame Fernsehabende), wird das deutlich. Die Gefängniszeit stand für ihn für die Dinge, die er gerne unternommen hätte, wenn er Kontrolle über seine eigene Zeit gehabt hätte.²⁴

Die Kriminologin Nina Cope charakterisiert die Gefängniszeit als »Vakuum«.²⁵ Sie verweist darauf, dass haftverfahrene Menschen ihre Haftzeit nicht als Teil ihres Lebens erfahren. Bei Silvio zeigte sich mir ein solches Zeitverständnis, als er davon sprach, im Gefängnis »nicht gelebt« zu haben. Wie viele haftverfahrene Männer unterschied er zwischen Gefängniszeit und Lebenszeit. Die Männer hatten die Gefängniszeit zwar *erlebt* (als tot, sinnlos, langweilig und verloren), sie hatten sie aber nicht *gelebt* im Sinne bedeutungsvoller, positiv konnotierter und eigenbestimmter Zeit.²⁶

Das »Leben«, das Silvio in seiner Erzählung skizzierte, war für ihn eng an das Ausleben sozialer Beziehungen mit Kolleg:innen, Familie und Freund:innen geknüpft. Silvio hatte während seiner sechsjährigen Haftzeit alle seine sozialen Kontakte und Netzwerke verloren. Er hatte nach seiner Entlassung keine Familie, zu der er zurückkehren konnte, keine Freund:innen, die ihn beim Aufbau eines Lebens nach der Haft unterstützt hätten und keine ehemaligen Arbeitskolleg:innen, die ihm bei der Suche nach Arbeit geholfen hätten.

Während meiner Forschung fiel mir immer wieder auf, dass viele Männer nur sehr wenig oder gar nicht über ihre Zeit vor der Haft sprachen. Ich begann, die Männer danach zu fragen.²⁷

Ich: Silvio, kann ich dich mal was fragen?

Wir saßen gemeinsam im Aufenthaltsraum des Übergangswohnheims.

Silvio: Ja klar.

Ich: Vor dem Gefängnis. Du sprichst gar nie über die Zeit vor deiner Inhaftierung. Ich wü...

Silvio: ...Vor dem Gefängnis. Das ist schon lange her. Damit verbindet mich nicht mehr viel. Ein paar Erinnerungen vielleicht. Aber sonst. Ich habe keine Kontakte mehr zu früher. Als sie mich in U-Haft genommen haben, waren alle plötzlich weg. »Vorher« – das ist lange her und weit weg. Ich bin buchstäblich hinter den Mauern verschwunden. Für mich war es aber so, als ob die anderen verschwunden waren. Meine damaligen Kumpels – alle haben den Kontakt zu mir abgebrochen. Keiner hat mich besucht oder mir geschrieben.

In Silvios Erzählung wird deutlich: Er hatte seine Inhaftierung als einen sozialen Bruch erfahren. Wie bei vielen Männern war bei ihm das Leben vor der Haft weit in die Vergangenheit gerückt; vornehmlich durch den Verlust so-

zialer Beziehungen aufgrund des Gefängnisaufenthaltes und damit einhergehend durch die Unmöglichkeit, erwünschte soziale Rollen des Vaters, des Ehemanns, des Arbeitnehmers, des Nachbarn, des Freundes einzunehmen und zu leben.

Selbst Ali und Martin, die beide nach ihrer Entlassung wieder zu ihren Familien zurückgekehrt waren, bewerteten die Haft als eine Zeit, die ihr Sozialleben grundlegend verändert hatte. Die Zeit im Gefängnis hatte für sie stillgestanden, für ihre Partner:innen und Kinder draußen hatte sie sich aber weitgedreht: Alis Sohn war nach seiner Inhaftierung geboren worden. Ali hatte nicht miterlebt, wie sein Sohn krabbeln oder gehen gelernt hatte. Martins Kinder waren eingeschult worden und hatten neue Freund:innen gefunden, Geburtstage wurden gefeiert, seine Familie war in den Urlaub gefahren, hatte das Wohnzimmer neu eingerichtet und neue Hobbies entwickelt. Martin und Ali war es so vorgekommen, als ob sich draußen viel veränderte und ereignete. Drinnen aber hatte sich jeder Tag gleich angefühlt. Martin und Ali konnten nach ihrer Entlassung nur schwer an das Leben ihrer Familien anschließen. Martin fühlte sich lange fremd in seiner eigenen Wohnung und im Kreis seiner Familie. Er kannte die Tagesrhythmen seiner Kinder und seiner Ehefrau nicht. Er wusste nicht, wie seine Familie ihre Abende verbrachte, er wusste nicht, was seine Frau und Kinder im Alltag gerade beschäftigte. Beide waren davon überzeugt, dass sie die Jahre in Haft nie mehr würden aufholen können. Für Martin und Ali waren die Jahre in Haft verlorene Jahre.

Das zeitliche Paradox des Lebens nach dem Gefängnis

Die Männer, die ich im Laufe meiner Forschung kennenlernte, bemühten sich darum, die tote und damit verlorene Haftzeit zu kompensieren und ein bedeutsvolles Leben zu führen. Die Männer zeigten mir das, wenn sie mit großer Ausdauer, mit Engagement und emotionaler Involviertheit auf Arbeits-, Freund:innen- und Partner:innen-Suche gingen. Die verlorene Gefängniszeit wollte aufgeholt werden. Das Leben sollte wieder beginnen. Für Daniel und Silvio schien es allerdings auch mehrere Jahre nach ihrer Entlassung nicht wieder angefangen zu haben. Die durch Langzeitarbeitslosigkeit hervorgerufene ereignislose Langeweile machte die Zeit (ganz ähnlich wie im Gefängnis) zu toter und damit bedeutungsloser Zeit. Genau hier zeigt sich mir das zeitliche Paradox des Lebens nach dem Gefängnis: Die Männer nahmen ihre Lebenszeit als zu kurz wahr. Die Jahre fremdbestimmter Haftzeit hatte ihre *Lebenszeit* ver-

kürzt. Gleichzeitig nahmen die Männer nach ihrer Entlassung ihre *Tageszeit* als zu lange wahr.²⁸ Die fremdkontrollierte Haftzeit hatten sie hinter sich gelassen, dafür waren sie nun mit einem Überschuss an strukturloser, ereignisloser, langweiliger – toter – Zeit konfrontiert.